

Literatur und Laienbildung im Spätmittelalter und in der Reformationszeit. Symposion Wolfenbüttel 1981. Hg. v. LUDGER GRENZMANN und KARL STACKMANN. Stuttgart: Metzler 1984. XVI, 806 S., 58 Abb. (Germanistische Symposien. Berichtsbände. 5.)

So wie einst E. T. A. Hoffmann über seine serapiontischen Erzählungen die beteiligten Serapionsbrüder sich unterhalten ließ und damit oftmals sehr kritische ›Rezensionen‹ dem ›geneigten Leser‹ mitlieferte, so sind in den DFG-Kolloquiumsbanden nicht nur die ›Erzählungen‹ und ›Novellen‹ abgedruckt, sondern dazu noch vielerlei Stellungnahmen, Einwände, Rechtfertigungen, Präzisierungen, Bestätigungen – allerdings nicht in Form einer von romantischer Selbstironie geprägten Rahmenerzählung, sondern in Form eines redigierten Diskussionsprotokolls, das einen zusätzlichen Rezensenten, dem die mißliche Aufgabe zufällt, sich als Provinzler nachträglich und ungebeten in die Diskussion einmischen zu müssen, eigentlich überflüssig macht. Für die Sache wäre es sicherlich förderlicher, außerdem wäre Zitierwürdiges auch zitierbar, wenn die Autoren die Erträge der Diskussion – wenn es ihrer Meinung nach solche gegeben haben sollte – in ihre Artikel einarbeiteten; denn mit den Kurzprotokollen der Diskussionen, Ausdruck einer beflissenen Wut, auch das Transitorische zu ›dokumentieren‹, ist am Ende sachlich doch sehr wenig anzufangen für jemanden, der an ihnen nicht teilgenommen hat. So bleiben z. B. die vielen Korrekturen und Modifizierungen sachlicher Natur (s. u. a. S. 22) einigermmaßen ungenützt und unbenütztbar im Raume stehen. Oder sollte man das Nebeneinander von Vortrag und Meinungsäußerungen als symptomatisch für den heutigen wissenschaftlichen ›Betrieb‹ ansehen, bei dem zwar alle reden, aber keiner wirklich auf den anderen hören und ohne verletzte Eitelkeiten von dem anderen lernen, besseres Wissen zu Korrekturen des eigenen verarbeiten will? ››Irritation‹ durch die widersprüchlichen Fakten‹ (S. 465) ist dann das Ergebnis einer Arbeit, der der Verfasser nur ››Vermutungsscharakter‹ zubilligt (S. 462) – dem bleibt vom Rezensenten nichts mehr hinzuzufügen.

Einen Vorteil hat diese Art von Präsentierung einer – auch stilistisch – recht merkwürdigen Mischung aus nicht gehaltenem Vortrag und mündlich zu verteidigender Abhandlung cum appendice disputationis, daß nämlich der Rezensent aus der Fülle des Angebotes sich das eine und andere herausgreifen und näher darauf eingehen kann, während er anderes, sogar das meiste unerwähnt lassen darf, sei es deshalb, weil er die Decke des Schweigens und Vergessens schonend über den Artikel zieht und nicht in Wunden noch herumstochern muß,

in die bereits die Diskussion ihre Finger gelegt hat (exemplarisch S. 462–466), sei es deshalb, weil er nicht einmal alle Artikel nennen kann, wenn er nicht die Rezension zu einem Inhaltsverzeichnis degenerieren lassen will, das er nur durch einige epitheta ornantia akzentuiert. Insgesamt aber ist es ziemlich undankbar, das recht zufällig zusammengeratene, durch nicht nachvollziehbare Vorentscheidungen, am ehesten durch subjektive oder schulbezogene Vorlieben und Hobbies bedingte Konglomerat von Einzelmeinungen und -ansichten nicht nur als Buchbindersynthese, sondern auch als einheitlich konzipiertes Buch auffassen zu sollen, zu dem es die auch noch so sorgfältig erstellten Register nicht machen können. Das Unterfangen, ein dergestaltiges Angebot eines wissenschaftlichen Warenhauses mit der Meinung und den Wünschen eines einzelnen ›Einkäufers‹ zu konfrontieren, ist reichlich riskant, wird doch kaum die Mehrheit der 33 professionellen Anbieter die Souveränität des laienhaften Dilettanten Josef Freiherrn von Laßberg teilen, die er am 5. July 1825 Georg Friedrich Benecke in einem Briefe zu erkennen gab: »Ich meine Jeden, dem es um seine Sache ernst ist, könne nichts mer erfreuen, als gründlicher Tadel«. Aber nicht einmal tadeln könnte man gleichmäßig kompetent bei all der Fülle aufgewandter Gelehrsamkeit.

Die Qualität der Abbildungen ist scheußlich und dem Preis des Bandes völlig inadäquat. Es ist kläglich, daß Verlage mit all ihrer modernen Technik oft Abbildungen drucken, die miserabler sind als die elendsten Kopien.

Es ist kein Geheimnis, daß die Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel in ihren Beständen und Veranstaltungen vergleichbar sein will der kulturwissenschaftlichen Bibliothek Aby Warburgs; doch bis die Wolfenbütteler Kolloquiumsbande das Niveau und den Standard ihrer – zumindest von der Intention her – Vorbilder erreichen, der ›Vorträge der Bibliothek Warburg‹ (ab 1921 ff.), muß die Germanistik noch vieles dazulernen, oder besser: sich wieder auf vieles rückbesinnen, vergleichbar Hermann Hirt: »Vieles, was ich im Laufe der Zeit gefunden habe, erschien mir überraschend neu. Als ich mich aber im Verlauf meiner Forschungen mit der Literatur beschäftigte, die vor der Tätigkeit der ›Junggrammatiker‹ liegt, da sah ich mit Staunen, zu wieviel Anschauungen man in der früheren Zeit gekommen war, die sich auch mir aufgedrängt hatten. Wieviel richtiges fand ich bei J. Grimm, das aber ganz vergessen ist« (Handbuch des Urgermanischen, Heidelberg 1934, III, S. VIII, vgl. I, S. VI).

Zu dem Erinnerungswürdigen gehört nicht zuletzt die Sprache, in der unsere Wissenschaft sich präsentiert oder feilgeboten wird. Ohne Abstriche, die für diesen Band gemacht werden müßten, gilt Ernst H. Gombrichs Erkenntnis: »Wie andere Industriebetriebe auch leiden wir unter dem Problem der Überproduktion und sind, wenn wir ehrlich sind, überdies eine Gefahr für unsere Umwelt. Die ›Verschmutzung‹, die von unseren Betrieben ausgeht, ist der präventöse Jargon, der die Sprache verunreinigt« (Das Problem der Forschung in den Geisteswissenschaften: Ideale und Idole, in: Die Krise der Kulturgeschichte. Gedanken zum Wertproblem in den Geisteswissenschaften,

Stuttgart 1983, S. 126). So bleibt beispielsweise der nicht nur sprachlich reichlich metaphysische Vorgang, nach welchem sich die »Dignität der Gattung materialisierte« (S. 369), einigermaßen dunkel und wird nicht einmal durch die »Gebrauchsfunktion von Stilen« (S. 356) geklärt oder aber durch die modische »Gebrauchssituation«.

Ich habe für das folgende vier Aufsätze ausgewählt, da es, wie gesagt, unmöglich ist, alle 33 Artikel referierend durchzugehen und mit kommentierenden Randnotizen in Form von allzu indiskreten Blicken über den Zaun eines jeden prächtig gepflegten hortus conclusus zu versehen von der Art:

Bei Christel Meier, Grundzüge der mittelalterlichen Enzyklopädik. Zu Inhalten, Formen und Funktionen einer problematischen Gattung (S. 467–500), einem fleißigen, material- und anmerkungsreichen Artikel, ist es bezeichnend, daß sie S. 472 mit Anm. 31, wo sie sich über das »Buch der Welt« äußert, eine im Entstehen begriffene und bis heute nicht erschienene Arbeit ihres Lehrers zitiert und damit »Insider«-Wissen zeigt, anderswo reich bereit liegendes Material dagegen mit Mißachtung und Schweigen übergeht, ansonsten (Anm. 32f. und Nachtrag) nur Arbeiten aus Münster und den eigenen Reihen auswertet.

Es wäre für Typ und Selbstverständnis der Gattung sicherlich erhellend gewesen zu fragen (vgl. S. 488 Anm. 113af.), warum der Typ der lateinischen Enzyklopädie sich in dem griechischsprachigen byzantinischen Osten nicht hat einbürgern können; oder aber die Grundzüge der Enzyklopädik nicht nur mit der »Physikothologie und der Natur- und Kosmosdichtung des 18. Jahrhunderts« (S. 488) in Verbindung zu bringen, sondern auch mit dem bekannten »Zug zur Summe«, der sowohl in der Überlieferungsgeschichte verschiedenster Texte wirksam geworden ist, als auch in Werken wie dem »Reinfried von Braunschweig«, Hugos von Langenstein »Martina«, Ulrich Fuetrers »Buch der Abenteuer« oder den »Weltchroniken« als Kompositionsprinzip auf der Hand liegt.

Einige Kleinigkeiten seien noch angemerkt, die den Blick von den Enzyklopädien auf andere Textbereiche lenken, spezifische Beobachtungen verallgemeinern sollen. *flores eligere, flosculos excerptere* ist weit mehr als ein »Terminus technicus für die Exzerptionsarbeit des Enzyklopädisten« (S. 477), nämlich eine auch in der volkssprachlichen deutschen Dichtung gern gebrauchte Metapher für »dichten« überhaupt; vgl. den Marner (ed. Ph. Strauch), XIV, 288 und Anm. z. St.; Johann von Würzburg (ed. E. Regel), V. 1394 ff.; Könemanns »Wurzgarten« (ed. L. Wolff), V. 6559 ff.; Bruder Hansens »Marienlieder« (ed. M. S. Batts), V. 4180. Auch das Bearbeiten einer fremden Vorlage wird mit dieser Metapher versinnbildlicht, s. Kurt Ruh, Bonaventura Deutsch. Ein Beitrag zur Franziskanermythik und -scholastik, Bern 1956 (Bibliotheca Germanica 7), S. 255, Z. 5 v. o. ff. Ja sogar die moralische Gestaltung der Lebensführung jedes einzelnen wird mit diesem Bild illustriert, s. Bernhard Haage, Der Traktat »Von dreierlei Wesen der Menschen«, Diss. phil. Heidelberg 1968, S. 360, Z. 12 v. u. ff. Die »Polyvalenz« und »Multifunktionalität« – oder sollte man nicht besser von »Pluripotenz« sprechen? – der Metapher ist insofern ungemein aufschlußreich, zeigt sie doch, wie nahe im Denken

mittelalterlicher Autoren diese verschiedenen Teilbereiche literarischer und außerliterarischer, aber durch die Buchkultur geprägter Tätigkeit gestanden haben müssen. Auch aus dem Gebrauch dieser Metapher ergibt sich, daß man das Verfassen einer Enzyklopädie und (u. U. sogar enzyklopädischer) Dichtung nicht zu sehr auseinanderhalten sollte. Vgl. im übrigen noch Lactanz, Div. inst. II,12: *Empedocles quem nescias utrumne inter poetas, an inter philosophos numeres, quia de rerum natura versibus scripsit, ut apud Romanos Lucretius et Varro...* über den Zwiespalt von Form und Gattung (s. u.).

In die gleiche Richtung weist, daß die Enzyklopädien in vielfältiger Weise erweitert werden konnten, z. B.: »über die jeweilige Gegenwart hinaus [...] bis zu den Endzeiten« (S. 480). Gerade in diesem Punkte treffen sich die Interessen der verschiedensten Benützerkreise, da auch z. B. der ›Karlmeinet‹ mit seinem neuen Schluß, verschiedene Erweiterungen von Bruder Philipps ›Marienleben‹ oder die jüngeren Versionen der ›Biblia Pauperum‹ oder des ›Speculum humanae salvationis‹ einen gegenüber dem Original erweiterten eschatologischen Schluß aufweisen, wie er auch in der Weltchronistik sehr verbreitet ist, s. Martin Haeusler, Das Ende der Geschichte in der mittelalterlichen Weltchronistik, Köln/Wien 1980 (Beihefte z. AfK 13), pass.

»Daß auch sich widersprechende Aussagen über eine *res*, deren Ursache in der Regel verschiedene Quellen sind, nicht harmonisiert werden, sondern nebeneinander stehenbleiben und so den Eindruck des Aspektereichtums verstärken« (S. 481), ist nicht für die Enzyklopädien gattungsspezifisch, sondern hätte sich bei etwas weniger interpretatorischer Askeze auch in medizinischem Schrifttum nachweisen lassen, vgl. Christoph Gerhardt, *Arznei und Symbol. Bemerkungen zum altdeutschen Geiertraktat mit einem Ausblick auf das Pelikanexempel*, in: *Natura Loquax*, hg. v. Wolfgang Harms und Heimo Reinitzer, Frankfurt/Bern 1981 (Mikrokosmos 7), S. 118ff. Für den Text des ›Stuttgarter Bilderpsalters‹ stellt Bonifatius Fischer im Kommentarband zum Faksimile, Stuttgart 1968, S. 258 fest, daß »Verschiedenheit des Wortlauts« »ein exegetisches Hilfsmittel« für den Autor ist, »nicht Anlaß zur Textkritik. Dieses Verhalten zum Text ist im Altertum und Mittelalter normal«.

Zum Thema insgesamt, besonders zu S. 480f., 487 vgl. nun noch Marianne Reuter, *Text und Bild im Codex 132 der Bibliothek von Montecassino ›Liber Rabani de originibus rerum‹. Untersuchung zur mittelalterlichen Illustrationspraxis*, München 1984 (Münchener Beitr. z. Mediävistik und Renaissance-Forschung 34).

Ich kann bei Norbert H. Ott, *Überlieferung, Ikonographie – Anspruchsniveau, Gebrauchssituation. Methodisches zum Problem der Beziehungen zwischen Stoffen, Texten und Illustrationen in Handschriften des Spätmittelalters* (S. 356–386), abgesehen von einer modischen Affektiertheit der Sprachgebung, zwar verstehen, daß er die für das Mittelalter so gut aufgearbeiteten Illustrationen des Roland (R. Lejeune/J. Stiennon), Alexander- (D. J. A. Ross) und Trojastoffes (H. Buchthal) weitgehend unberücksichtigt läßt, nur streift und nicht eigentlich genutzt hat, zugunsten von Stoffen, die er bereits mehrfach behandelt hat, doch sollten mit der Zeit auch andere mhd. illustrierte Werke in die Untersuchung miteinbezogen werden, z. B. der ›Willehalm‹ Rudolfs von Ems mit sieben Handschriften und Fragmenten (M. M. Hartong).

Otts gewiß richtige, aber wenig originelle These »Ohne Kontext und/oder Bildbeischrift ist die Mehrzahl der spätmittelalterlichen Illustrationen kaum zu deuten« (S. 361), wäre mit schlagendem Material zu bestätigen aus dem Bereich geistlicher, illustrierter Texte; überhaupt fehlt bei Ott der Komplex der Bibelillustration weitgehend. So konnte Stephan Beissel ursprünglich nicht alle Szenen der Marienfeln richtig deuten, »weil die Kenntnis des ›Defensorium‹ noch fehlte« (s. Geschichte der Verehrung Marias in Deutschland während des Mittelalters, Nachdruck: Darmstadt 1972, S. 477 Anm. 2). Die Armenbibel des Serai, Rotulus Seragliensis Nr. 52, hsg. v. Adolf Deissmann/Hans Wegener, Berlin/Leipzig 1934 ist dergestalt, daß sie, wie andere Biblia Pauperum-Handschriften auch (s. S. 16), nur die Bildgruppen, aber keinen Text hat – vgl. z. B. die von Josef Krása München 1983 hsg. und neugeordnete Mandeville-Handschrift. Das Besondere dieser Biblia Pauperum-Handschrift ist nun aber, daß ein späterer Benützer die Bilder dieser Handschrift identifiziert und die Bibelstellen hinzugefügt hat. Mehr als ein dutzend Mal hat er sich dabei geirrt, wenn auch immer nachvollziehbar, seine souveräne Bibelkenntnis dabei unter Beweis stellend (s. S. 20–26). Man sieht hier einmal exemplarisch die Schwierigkeiten, die ein guter Bibelkenner beim Verifizieren biblischer Szenen hatte, die keine ganz spezifischen Erkennungssignale besaßen.

Anhand von Handschriftenillustrationen ohne Text, die nachträglich – oft falsch – identifiziert werden und im Gegenzug anhand von Handschriften ohne Bilder, aber mit Vorschriften für die Illuminierung oder mit Tituli, die dennoch für eine Rekonstruktion der Bilder völlig unzureichend sind – vgl. u. a. Walburga Kreft, Ikonographische Studien zur altböhmischen Alexandreis, Amsterdam 1981; Bernd Schirok, Parzivalrezeption im Mittelalter, Darmstadt 1982 (Erträge der Forschung 174), S. 134ff. –, könnte man ganz elementar und grundsätzlich die Wort-Bild-Beziehungen untersuchen. Aber vor dieser Grundlagenarbeit zieht es immer zu eiligen methodischen Grundsatz-erklärungen und eleganten Verallgemeinerungen.

Überhaupt wäre das Umsetzen von Bildvorschriften in Bilder einer Untersuchung auf breiter Grundlage wert, in der die Ansätze – vgl. z. B. Josef Krása, Die Handschriften König Wenzels IV., Prag 1971, S. 126f. – besser genutzt werden, als dies für die monopolartig und unergiebig traktierten Handschriften von Wolframs ›Willehalm‹ gesehen ist.

Ott stellt dezidiert die Überlieferungsgeschichte der Werke in das Zentrum seines methodischen Zugriffs (S. 357). Dabei könnte ein Ergebnis der Untersuchung von Gerhard Schmidt, Die Armenbibeln des XIV. Jahrhunderts, Graz/Köln 1959, S. 32f. von Bedeutung sein: »Zugleich zeigt sich, daß bilderlose Handschriften auch jüngerer Entstehung [...] oft noch sehr altertümliche Formen tradieren, während bebilderte Exemplare in der Regel den Prototyp um so stärker variieren, je später sie entstanden sind. Ähnliche Beobachtungen lassen sich auch bei den beiden anderen typologischen Werken, bei SHS [Speculum humanae salvationis] und CC [Concordantie Caritatis],

machen; man kann aus ihnen auf gewisse mittelalterliche Bibliotheksgewohnheiten schließen, die das exakte Abschreiben oft viel älterer Vorlagen förderten, bei der Herstellung ›repräsentativer‹ bebildeter Exemplare aber entweder die neuesten Vorbilder herangezogen oder auch vor eigenen Veränderungen und Hinzufügungen nicht zurückscheuten«. Zwar läßt sich dieser Befund nicht ohne weiteres mit den philologischen Erkenntnissen in Einklang bringen, daß die älteren Handschriften die Phase intensiver Textbearbeitung spiegeln, die jüngeren dagegen die der Textkonservierung – s. Klaus Alpers, *Jb. d. österr. Byzantinistik* 34 (1984), S. 67 und Anm. 28; Helmut Tervoorren, *ZfdPh* 102 (1983), S. 386; Kurt Gärtner, *AfdA* 97 (1986), S. 33, doch verspricht eine Untersuchung der Überlieferungsgeschichte in Wort und Bild z. B. bei Wolframs ›Willehalm‹ oder Rudolfs von Ems ›Willehalm von Orlens‹ unter diesem Gesichtspunkt interessante Aufschlüsse.

Christel Meier konnte zusammenfassend feststellen, daß Illustration »bezeichnenderweise in den volkssprachigen Zweigen der Überlieferung weit stärker als in den lateinischen ist« (S. 491). Ott setzt dagegen seine These: »Es ist auffällig, daß nur die Bilderhandschriften bestimmter Gattungen das ›lateinische‹ Anspruchsniveau erreichen, und zwar die mit einer spezifischen Heilsaura ›besetzten‹ Gattungen, die das Heil der (Heils-)Geschichte diskutieren – mit Texten wie den Weltchroniken –, solche, in deren Zentrum das Heil des Staates steht – Strickers ›Karl‹ –, und die, die das Heil des Rechts – in den Rechtsspiegeln – repräsentieren« (S. 365). In den Diskussionsberichten findet sich zu diesem Widerspruch nichts.

Zu S. 365 vgl. inzwischen Verena Kessel, *Die süddeutschen Weltchroniken der Mitte des 14. Jahrhunderts. Studien zur Kunstgeschichte in der Zeit der großen Pest, Bamberg 1984* (Bamberger Stud. z. Kunstgesch. u. Denkmalpflege 1), wo allerdings im wesentlichen nur cgm 5 und 7377 (Mischredaktion, Heinrich von München) behandelt werden. Insgesamt s. Verena Schäfer, *Flore und Blancheflur. Epos und Volksbuch. Textversionen und die verschiedenen Illustrationen bis ins 19. Jh. Ein Beitrag zur Geschichte der Illustration, München 1984* (tuduv-Studien. Reihe Kunstgesch. 12).

Auf zwei weitere Artikel, dem Vers-Prosa-Problem gewidmet, möchte ich im Folgenden eingehen.

Gisela Kornrumpf, *Strophik im Zeitalter der Prosa: Deutsche Heldendichtung im ausgehenden Mittelalter* (S. 316–340), besticht durch wissenschaftliche Kompetenz, Bescheidenheit des Vortrages und Klarheit der Argumentation ebenso wie durch die Detailgenauigkeit und die Bereitschaft zu unbeweisbaren, aber ansprechenden Vermutungen.

Nach einer umsichtigen Erörterung der Überlieferung der strophischen Heldendichtung, insbesondere der drei Heldenbücher, des Dresdener, des Linhart Scheubels, des Druckes, versucht die Vf. die Frage nach der Funktion der Strophe zu beantworten. Sie soll »einen anderen, allgemeineren Anspruch der Heldendichtung signalisieren«.

sieren: den, im Rahmen der volkssprachlichen Schriftkultur des ausgehenden Mittelalters eine Tradition eigenen Rechts vertreten. [...] die Strophe dient, gerade da, wo die Heldendichtung in der späten Überlieferung am konsequentesten und ›öffentlichsten‹ als Lese-Buch auftritt, als Indikator ihrer Zugehörigkeit zur nichtchronikalischen, ›gesungenen‹ Tradition, deren Wahrheitsanspruch ein ganz anderer war als der der Chronisten und insofern von deren Polemik gar nicht berührt wurde« (S. 331); und etwas später faßt die Vfn. zusammen: »Die Heldendichtung in Strophen stellt sich im späten Mittelalter also neben, nicht gegen eine volkssprachliche Chronistik in Prosa« (S. 332), wofür sie als Beispiel Ulrich Fuetrers ›Bayerische Chronik‹ nennt.

Mir scheint, daß die formale Verbindungslinie von der strophischen Dietrichepik zur strophischen Chronistik weiterverfolgt werden sollte, stützt sie doch Gisela Kornrumpfs These und zeigt, wie sehr man sich vor der fatalen – S. 249 dennoch als grundlegend herausgestellten –, aber griffigen Aufteilung ›hie Prosa – Wahrheit, dort Vers/Strophe – Lüge‹ hüten muß (richtig S. 219, vgl. auch S. 316). Hier wären zu nennen Michel Beheim, den die Vfn. (S. 317) nur als Umsetzer von Prosa in Strophen aufführt, nicht aber als Chronisten, dessen chronikalische Werke nach dem Willen des Dichters sowohl zum Lesen als auch zum gesanglichen Vortrag geeignet waren und die »auch durch die nur ihnen gemeinsame Strophenform und Melodie (*angstweise*) von den Liedern deutlich getrennt sind« (VL²I,677, vgl. 678). Christoph Petzsch hat GRM 33 (1983), S. 325–334 auf eine formal sehr bemerkenswerte Chronik von 1476 aufmerksam gemacht: ›Die Belagerung von Neuß. Eine Reimchronik ungewöhnlicher Anlage‹. In ihr werden für die verschiedenen, durch Akrosticha gegliederten Teile Verse unterschiedlicher Bauart, Reim- und Kadenzbildung verwandt, die dann jeweils zu strophischen Gruppen zusammengefaßt werden. Petzsch betont die formale Einzigartigkeit der Chronik sicher zurecht, doch statt auf die Burgundische Hofkultur im allgemeinen als Vorbild zu verweisen, liegt es wohl näher, den Blick auf Heinrichs von Mügeln lateinische Version der Ungarnchronik zu werden. Denn er hat »in seiner lateinischen ›Ungarnchronik‹ zur Demonstration seiner Kunstfertigkeit – also unter ganz speziellen Bedingungen – für eingestreute metrische Partien auch Töne alter Meister unter Anführung der Tonnamen und -autoren verwendet, denen er freilich voller Selbstbewußtsein drei Dreierbare in eigenen Tönen voranstellte«, s. Frieder Schanze, Meisterliche Liedkunst zwischen Heinrich von Mügeln und Hans Sachs. Bd. I: Untersuchungen, München, Zürich 1983 (MTU 82), S. 3. Daß es sich hierbei außerdem noch um einen lateinischen Text handelt, ist besonders bemerkenswert; Heinrichs deutsche Ungarnchronik dagegen ist in Prosa abgefaßt. Mit gewissen Einschränkungen kann man hier noch die ›Historien des Ritters Neidhart Fuchs‹ (um 1500) nennen, da zumindest ein historisch-biographischer Rahmenplan zu erkennen ist, nach dem die strophischen Lieder organisiert sind. Daß in den Heldenbüchern ebenfalls eine Art Dietrichzyklus, vielleicht sogar Dietrichbiographie intendiert ist, hat Gisela Kornrumpf betont. Bei den Schwankbüchern stehen dem gegenüber ›Die Geschichte des Pfarrers vom Kalenberg‹ (um 1470) in Verspaaren und ›Ein kurtzweilig Lesen von Dil Ulenspiegel‹ (1511/1512) in Prosa. Diese drei biographisch ausgerichteten Schwankromane weisen also in einer Generation alle drei Formprinzipien Vers – Strophe – Prosa auf.

Das ›Lied von Willehalm von Orlens‹ aus dem Jahre 1522 in *deß hertzog ernsts thon* (vgl. dazu S. 330 o.) mit 311 Strophen (also ebenso vielen wie das ›Eckenlied‹, s. S. 320), das ich im WW 35 (1985), S. 196–230 erstmals ausführlicher vorgestellt und Trier 1986 ediert habe, läßt sich mehrfach zur Bestätigung von Bemerkungen der Vfn. anführen, gelegentlich zur Modifizierung.

Für wegweisend geradezu halte ich das Vorgehen der Vfn. in dem Punkte, daß sie stets die äußere Form der Niederschrift berücksichtigt (S. 324, 327). Es wird nämlich viel zu oft übersehen (s. S. 214f.), daß, wenn z. B. der ›Jüngere Titurel‹ in unabgesetzten Strophen und Versen geschrieben ist, wie in dem Seitenstettener Bruchstücken (s. Anton E. Schönbach WSB 148,2, Wien 1904, S. 13), der Übergang von Vers und Strophe zur Prosa bereits vollzogen ist: »Indem unsere Fragmente die Strophen nicht absetzen, wodurch der Übergang zur Prosalektüre vermittelt wird . . .«. Der Druck des strophischen Kölner Schwankbuches ›Stynchyn van der Krone‹ (ed. J. J. A. A. Frantzen/A. Hulshof) hat die strophische Gliederung aufgegeben (s. S. I). Dazu muß man noch die vielen sprachgeschichtlich bedingten Veränderungen bedenken, wie z. B. Wortersatz oder Apokope, weniger wichtig der Reim, vgl. S. 215, die in jungen Handschriften die alternierenden Vierheber oft merklich deformiert haben (vgl. zu diesen Gesichtspunkten Henrik Becker, *Das Epos in der deutschen Renaissance*, PBB 54 [1930], S. 206ff.). Fritz Bangemann, *Mittelhochdeutsche Dominikuslegenden und ihre Quellen*, Diss. phil. Halle/Saale 1919, macht auf einen recht interessanten Fall aufmerksam, die Niederschrift der gereimten Dominikuslegende in der Berliner Hs. Ms. germ. quart 866: »Auf dem ersten Blatte bemüht sich der Schreiber noch, je einen Vers auf je eine Zeile zu bringen. Von Bl. 38 an aber schreibt er fortlaufend, so daß Vers- und Zeilenende nicht zusammenfallen. Ab und zu ist aber der Versanfang durch großen Anfangsbuchstaben markiert« (S. 51). Dem Layout der Handschrift – vgl. dazu die gehaltvollen Ausführungen von Nigel F. Palmer, *Zum Nebeneinander von Volkssprache und Latein in spätmittelalterlichen Texten*, S. 579–600 – entspricht der innere Zustand des Textes, da die Reime oft fehlen, der Schreiber mit seiner Vorlage sehr willkürlich umgeht, da es ihm nicht auf die Form, sondern den Inhalt ankam, vor allem aber: »An einer Anzahl von Stellen jedoch versagt jeder kritische Herstellungsversuch. Wir haben es hier mit sinnvollen Sätzen zu tun, die aber keine Versmäßigkeit erkennen lassen und sie wohl niemals besessen haben« (ebd.).

Nicht ganz zustimmen kann ich Gisela Kornrumpf, wenn sie sagt: »Eine programmatische Verknüpfung von Artusroman, Heldendichtung und ›historischer Epik‹, wie sie der St. Galler Codex 857 um 1250 bietet [...] und zu Anfang des 14. Jahrhunderts noch einmal ähnlich die Windhagsche Handschrift [...], findet sich im Ansatz erst wieder im Ambraser Heldenbuch« (S. 319).

Soweit der programmatische Aufbau dieser Handschrift auf Maximilian selbst zurückgeht, ist bekanntlich die wichtigste Parallele dazu das Figurenprogramm des Kaisergrabes der Innsbrucker Hofkirche. Beide stehen im Dienste der ›Genealogie‹ Maximilians (s. VL ²VI,226–229), die daher

Bezugspunkt für die Organisation des Ambraser Heldenbuches sein muß. Wenn sich mit älteren Handschriften Ähnlichkeiten ergeben, so sind die eher zufälliger Natur. Denn ihnen fehlt das, was das Ambraser Heldenbuch in so auffälliger Weise hat, nämlich die Zielgerichtetheit auf den Schluß der Handschrift. So wie das Kaisergrab Maximilians krönender Abschluß und das sinnstiftende Zentrum beider flankierender Figurenreihen ist, so ist der in seiner Bedeutsamkeit bisher kaum erkannte und nicht gewürdigte ›Priester Johannes-Brief‹ (vgl. VL ²1,323–327) gewissermaßen der ›Schlußstein‹ der Handschrift, der die ›Dietrich-Reihe‹ und die ›Artus-Reihe‹ zusammenhält. Es ist wichtig, daß Maximilian nicht Albrechts ›Jüngerer Titurel‹ als Schluß seiner Handschrift gewählt hat, dessen heilsgeschichtliche Aussage hinsichtlich der Stellung des weltlichen Herrschers kaum seine Zustimmung finden konnte, sondern daß er die zwei wesentlichen namhaft zu machenden Quellen Albrechts ausgewählt hat, Wolframs ›Titurel‹ und eben den ›Priester Johannes-Brief‹, den man zu den ganz wenigen originären mittelalterlichen Staatsutopien rechnen muß. Er ist die literarische Manifestation von Maximilians Vorstellungen eines Priesterkönigtums, von einem Kaiser, der sich, wenn auch umsonst, bemüht hat, Papst zu werden. Formen, Gattungen, Stile verlieren etwas von ihrer Priorität, die sie für den Literaturwissenschaftler haben, bei einer solchen um ihrer Inhalte willen aus Einzelwerken kompilierten ›Summe‹ (vgl. S. 320), die politisch-genealogischen Zwecken dienen soll. Der Vergleich mit den Werken aller künstlerischen Gattungen, die Maximilian für sich in Auftrag gegeben hat, führt beim Ambraser Heldenbuch zum angemessenen Verständnis, nicht so sehr der Vergleich mit älteren Handschriften ähnlichen Aufbaus.

Rüdiger Schnell, *Prosaauflösung und Geschichtsschreibung im deutschen Spätmittelalter*. Zum Entstehen des frühneuhochdeutschen Prosaromans (S. 214–248), setzt sich zunächst mit den verschiedenen Forschungsmeinungen über das Entstehen der Erzählprosa auseinander, entschieden kritisch und m. E. ganz zu Recht mit Erich Köhlers These vom Wahrheitsanspruch der Prosa und der ›Lügenhaftigkeit‹ des Verses. Da es keine ›einzige Ursache‹ geben kann, aus der sich die generelle Tendenz zur Prosa erklären läßt, formuliert Schnell seinen Ansatz folgendermaßen: »Die Frage nach dem Grund für das Entstehen des deutschen Prosaromans muß sich öffnen zu der umfassenderen Frage: warum entstehen überhaupt Prosawerke in deutscher Sprache (also auch Prosachroniken, Prosalegenden, Prosatraktate usw.)?« (S. 220)

So grundsätzlich richtig und wichtig, dazu philologisch gut und teilweise originell untermauert Schnells Vorgehen ist, so glaube ich, daß er seinen Frageansatz nochmals radikal erweitern muß, will man zu auch wirklich abgesicherten Ergebnissen kommen. Denn man darf zum einen nicht nur fragen, warum Prosawerke entstehen, sondern man muß auch fragen, was für Werke weiterhin in Versen und Strophen verfaßt, und, was fast ebenso wichtig ist, in Vers und Strophe überliefert werden. Die Forschung hat sich im wesentlichen auf die angeblich progressiv-bürgerliche Gesinnung zeigenden und damit zukunftsweisenden Prosaauflösungen mittelhochdeutscher Versepen konzentriert, die beharrenden Formkräfte, die sich in Werken äußern, in denen Prosa in Verse oder Strophen umgewandelt wird,

dagegen nie systematisch zusammengestellt. Erhart Lurker (s. VL ²V,1082–1083), ein besonders aufschlußreicher Fall, Fischarts ›Der neue Eulenspiegel Reimenweiß‹ von 1572 (mitsamt der lateinischen Version in elegischen Distichen von Giles Omma, 1567) oder das Lied ›Willehalm von Orlens‹ seien stellvertretend genannt. Zum anderen darf man den ganzen Komplex der Artes-Literatur, des religiösen Schrifttums, der Reisebeschreibungen etc. nicht aus den Augen verlieren (bibliographische Hinweise s. u.), denn auch in diesen Gattungen mit kurzen oder langen Texten stehen, wie bei den Mären in Versen und gelegentlich in Prosa, sowie den strophischen Erzählliedern von der Art ›Der Graf von Rom‹ (s. VL ²III,207–209, 209–212), Prosa – Vers (und Strophe) nebeneinander.

In vier Schritten beantwortet Schnell seinen Frageansatz: 1. Zur Überlieferung einiger höfischer Versromane (S. 220–225). Hier demonstriert er, »daß eine gekürzte Versfassung denselben Bearbeitungsprinzipien unterliegt wie eine Prosaauflösung« (S. 242 Anm. 41). So überzeugend diese These ist und belegt wird, so gilt es doch auch hier zu differenzieren und auszuweiten. Denn einerseits verlaufen die Bearbeitungen keineswegs durchgehend geradlinig, da der Kürzungswille des jeweiligen Bearbeiters sich an den verschiedenen Stellen des Werkes in jeweils unterschiedlicher Bearbeitungs- und Kürzungsinintensität auswirken kann (Beispiele habe ich WW 35 [1985], S. 201 zusammengestellt); zum anderen zeigen sich die von Schnell herausgearbeiteten Bearbeitungs-, vor allem Kürzungstendenzen auch bei der Bearbeitung von Prosa zu Prosa (z. B. Ulrich Fuetrers Prosaroman von Lanzelot), von Vers zu Strophen (z. B. Das Lied ›Willehalm von Orlens‹, Fuetrers ›Buch der Abenteuer‹) etc. D. h.: Die Form spielt generell für kürzende Bearbeitungen nur eine sekundäre Rolle, der Wille zum Kürzen ist das Primäre, Formübergreifende.

Ein ergiebiges Corpus für in diesem Absatz angeschnittene Fragen bieten die Handschriften von Strickers ›Karl‹, s. Johannes Singer, Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte von Strickers Karl dem Großen, Diss. phil. Bochum 1971: Q, S und X sind stark kürzende Hss., jeweils mit Anschlußänderungen, Q mit kleineren Stücken als X; vgl. auch H.

2. Entwicklungstendenzen des höfischen Romans (S. 225–228). Schnell versucht die These zu begründen, daß »genau die Passagen, die aus dem höfischen Versroman herausgebrochen werden, sich im Spätmittelalter als eigenständige Gattung zu etablieren beginnen« (S. 226). Abgesehen von den schon gemachten Einwänden genereller Art scheint mir diese Erklärung deshalb nicht so recht überzeugend, weil nach ihr die Schreiber ein extrem ausgeprägtes Bewußtsein von den Eigenarten der Gattungen, insbesondere der im 14. Jahrhundert neu entstehenden, gehabt haben müßten, das sie noch sensibler reagieren ließ als die Autoren selbst. Das ist aber für eine Zeit, in der vielmehr ein sich ausbreitender Gattungssynkretismus charakteristisch ist (vgl. WW 35 [1985], S. 204 ff.), nicht zu erwarten. »Daß die Ausdifferenzierung von höfischem Roman und Minnerede mit dem Herauslösen der beschreibenden Partien in den Vers- und Prosabear-

beitungen des 14./15. Jahrhunderts zusammengesehen werden muß« (S. 226), ist auch aus einem weiteren Grund nicht so zwingend, da die genannten Partien auch im 13. und 16. Jahrhundert bei Bearbeitungen herausfielen; das Lied ›Willehalm von Orlens‹ von 1522 ist ein ebensolcher Musterfall dafür wie der Münchener ›Tristan‹ aus dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts als ein besonders früher Vertreter, in dem das Werk der Vorlage um ein Fünftel gekürzt worden ist. Und selbst heute werden z. B. die ›Readers Digest‹-Kurzversionen von Romanen kaum nach anderen Kriterien zusammengestrichen.

3. Der höfische Versroman in der spätmittelalterlichen Geschichtsschreibung (S. 228–231). Hier versucht Schnell zu zeigen, »daß die Geschichtsschreibung eine entscheidende Rolle für eine besondere Rezeptionsart (›Kurzfassungen‹) höfischer Versromane gespielt hat« (S. 230), und daß die Chronikliteratur auch für die Prosaform ein wichtiger Anreger gewesen sei.

4. Lateinische und volkssprachliche Literatur (S. 231–235). Dieser letzte Punkt ist für Schnell der wichtigste, denn bereits die Einleitung durchzog der Gedanke, »daß das Deutsche auch die Literaturformen des Latein übernimmt« (S. 234).

Es ist Schnell in seinem gut und vielfältig abgesicherten Beitrag gelungen zu zeigen, daß »der Versuch, das Entstehen des deutschen Prosaromans aus den Bedingungen des 15. Jahrhunderts selbst zu erklären, die Bedeutung der sich lange vorher anbahnenden Entwicklungen verkennt« (S. 235), und es ist sein nicht geringes Verdienst, verschiedene, bislang verkannte oder unterschätzte dieser zur Erzählprosa hinführenden Entwicklungslinien aufgedeckt zu haben. Man sieht jetzt auf Grund von Schnells Beweisgang klarer; wenn aber immer noch nicht klar genug, so liegt das nicht daran, daß man in mehreren Einzelpunkten (z. B. S. 234 bei dem Abschnitt über die Fabel, in dem die Fabel in Sangversstropfen fehlt, und nicht gesagt wird, daß auch im 16. Jahrhundert noch die Fabeln und Fabelzyklen in Versen reich vorhanden sind) Schnell nicht korrigieren könnte, sondern daran, daß der Komplex Vers-Prosa in einem (begrenzten) Anlauf nicht zu bewältigen ist.

In diesem Sinne möge nun noch eine ziemlich bunte Reihe bibliographischer Hinweise folgen auf Stellen, an denen über das Vers-Prosa-Problem gehandelt wird oder wo Texte zum Neben-, Mit- und Ineinander von Vers, Strophe und Prosa genannt sind.

Walter Haug, *Literaturtheorie im deutschen Mittelalter*. Von den Anfängen bis zum Ende des 13. Jh. Eine Einführung, Darmstadt 1985, S. 237–249; Jan-Dirk Müller, *Volksbuch/Prosaroman im 15./16. Jh. – Perspektiven der Forschung*, Intern. Archiv f. Sozialgesch. d. dt. Lit., 1. Sonderheft. Forschungsreferate, S. 1–128, hier S. 15–25; Joachim Heinze, *Zur Stellung des Prosa-Lancelot in der deutschen Literatur des 13. Jh.*, in: *Artusrittertum im späten Mittelalter. Ethos und Ideologie*, hg. v. Friedrich Wolfzettel, Giessen 1984, S. 104–113; zur Prosa der Historienbibel s. meine Bemerkungen im *AfdA* 83 (1972), S. 153f. mit Anm. 4 und VL²IV, 71; Hartmut Beckers, *Die Kölner Prosabearbeitung des ›Crane-Romans Bertholds von Holle (Untersuchung und Textausgabe)*, *Niederdt. Wort* 23 (1983), S. 83–135, bes. S. 99ff.; Bruder Rausch. Facsimi-

le-Ausgabe des ältesten ndt. Druckes (A) nebst den Holzschnitten des ndl. Druckes (J) vom Jahre 1596, hg. v. Robert Priebisch, Zwickau 1919 (Zwickauer Facsimiledrucke 28), S. 25f. über J, »das seine Prosa mit versifizierten, in der Reimstellung meist sehr gekünstelten Einlagen lyrischen, didaktischen oder dramatischen Inhalts untermischt [...] Wir haben eine stilistische Eigentümlichkeit vor uns, die J mit einer Anzahl anderer nl. Volksbücher teilt«; überhaupt müssen auch die ndt. Texte in Vers und Prosa wie ›Valentin und Namenlos‹ (ed. W. Seelmann), ›Paris und Vienna‹ (ed. A. Mante) in die Untersuchung einbezogen werden; Dietrich Huschenbett, Die Literatur der deutschen Pilgerreisen nach Jerusalem im späten Mittelalter, DVjs 59 (1985), S. 32f.: »Die Pilgerberichte wurden grundsätzlich in Prosa abgefaßt, den Weg vom Vers zur Prosa [...] hat es hier niemals gegeben; nur für die umgekehrte Richtung von der Prosa zum Vers finden sich einige Beispiele. Anders verhält es sich bei den sog. ›geistlichen Pilgerfahrten‹, die sich sehr wohl des Verses bedienen...«; Fritz Langensiepen, Tradition und Vermittlung. Literaturgeschichtliche und didaktische Untersuchungen zu Hans Folz, Berlin 1980 (Philolog. Stud. und Quellen 102), S. 36ff. zeigt, daß für Folz »Prosa Rohstoff für die Ausgestaltung gereimter Werke ist« (S. 37 Anm. 4); Christoph Petzsch, Studien zum Meistergesang des Hans Folz, DVjs 36 (1962), S. 199 weist Marquard von Lindau als Prosavorlage für Folz nach; Otto Bürger, Beiträge zur Kenntnis des Teuerdank, Straßburg 1902 (QuF 92), S. 67, 69; Herwig Buntz, Deutsche alchemistische Traktate des 15. und 16. Jh., Diss. phil. München 1969, S. 55, 63f. über den Wechsel von Vers und Prosa: »Vielleicht sollte der Text durch den Reim einen bestimmten Wahrheitsgehalt [...] beanspruchen« (S. 64); R. Hirsch, The Invention of Printing in German Rhymed Cronicles of the 16th c., Gutenberg-Jb. 1962, S. 113–116; Volker Honemann, Johann Schotts ›Spiegel christlicher Wallfahrt‹ (1509), in: Spätmittelalterliche geistliche Literatur in der Nationalsprache, Bd. 2, Salzburg 1984 (Analecta Cartusiana 106), S. 52ff.: »Die Wahl des Verses anstelle der Prosa ist im Bereich der volkssprachlichen ›Erbauungsliteratur‹ um 1500 nicht mehr völlig ungebräuchlich«; die Reimprosa des lateinischen ›Speculum humanae salvationis‹ wird in deutsche Verse oder in deutsche Prosa übersetzt, vgl. ZfdA 112 (1983), S. 54–58; Eleonore Benary, Liedformen der deutschen Mystik im 14. und 15. Jh., Diss. phil. Greifswald 1936, S. 22, 32f. über Prosaisierung oder in Prosa übergehende Lieder; Anton Hauber, Planetenkinderbilder und Sternbilder. Zur Geschichte des menschlichen Glaubens und Irrsins, Straßburg 1916 (Stud. z. dt. Kunstgesch. 194), S. 22 (›Der Text ist, abweichend von dem Brauch bei Planetenbildern, in Prosa, nicht in Versen‹), S. 44 (›am Anfang des Textes immer vier Reime, sonst Prosa‹), S. 48 (›der Text zum größten Teil aus Prosa, doch sind in jedes Stück drei Strophen eingeschoben‹), S. 67f. (›zuerst in Versen, hernach in Prosa jedesmal in längerer Ausführung‹), vgl. weiter S. 71, 83, 220, 268; Ursula Hess, Heinrich Steinhöwels ›Griseldis‹. Studien zur Text- und Überlieferungsgeschichte einer frühhumanistischen Prosanovelle, München 1975 (MTU 43), S. 29 (Klosterneuburg CCl 747) ›Gesundheitsregel nach Monaten und Tierkreiszeichen in Vers und Prosa, dt.‹, S. 31 ›Traktat der Gestirne und der vier Temperamente, Prosa und Vers, dt.‹. Den Abschluß möge eine Stelle aus einem Brief Wilhelm Grimms an Karl Lachmann bilden vom 3. Juli 1820 (ed. A. Leitzmann, II. S. 759): »Die poetische Prosa, d. h. die Darstellung eines Gedichts in ungebundener Rede ist eine spätere Geburt, eine schwächere Generation, die sich forthat so gut sie kann, da die Füße den alten gemessenen Schritt versagen; sie ist lediglich auf Schrift gestützt und insofern ihrer Natur nach unpopulär. In früherer Zeit wissen sie selbst Schriftstel-

ler nicht zu handhaben, wie trocken sind die Zwischensätze der poetischen, wie dürftig ist die prosaische Edda. Ich glaube nicht, daß im 12 und 13 [Jahrhundert] schon prosaische Märchen unserer Sage vorhanden waren, erst das gesunkene 14 oder 15. in der ›Wilkina Saga‹ mußte sich damit begnügen [...]. Die Prosa gehört der Historie an, die die bürgerliche Wahrheit zu ihrem Princip hat. So lange es eigentliche Sänger gibt, wagt sich niemand anders an die Poesie«.

Karl Stackmann, einer der Herausgeber des Bandes, schließt ihn in der Hoffnung, »daß sich das Symposion anregend auf die weitere Forschung zum deutschen Spätmittelalter auswirken möge« (S. 772). Durch die derzeit geförderten oder geplanten Großprojekte zum Spätmittelalter und zur Reformationszeit sind die Bedingungen geschaffen, daß die Anregungen dieses Bandes auf breiter Front aufgegriffen werden könnten.

TRIER

CHRISTOPH GERHARDT